

Ar 36e-18830728-01

Redigirt von Karl Pröll und Ernst Brande,
beide in München.
Druck u. Verlag v. Knorr & Hirth in München.
Briefe, den politischen Theil des Blattes betreffend,
wollen an die Redaktion, den literarischen be-
treffende an die Expedition gerichtet werden.
Redaktion und Expedition Sendlingerstr. 83.
Die Ausgabe des Blattes erfolgt in unserer Ex-
pedition Nachmittags 2 Uhr.

Neueste Nachrichten

N. 209. 36. Jahrgang. Münchener Anzeiger. Samstag, 28. Juli 1883.

Abonnement-Preis: Ganzl. 4 M., halbj. 2 M., viertelj. 1 M. Durch die Post bezogen pro Quartal 50 S. mehr. Einzelne Nummern 5 S.
Insertions-Preis: Die 7spaltige Colonnenzeile 15 S., Dienstgeschäfte 12 S., finanzielle Anzeigen (Quittungen u. dgl.) 35 S. Anzeigen auf der letzten Zeile der 4spaltigen Colonnenzeile 50 S.
Abonnements nehmen alle 1. Postanstalten und Postboten entgegen, in München unsere Expedition Sendlingerstrasse Nr. 83.

Für die Monate August und September werden Bestellungen auf die „Neuesten Nachrichten“ für München in unserer Expedition, Sendlingerstrasse 83, für auswärtig von allen fgl. Postämtern und Postboten entgegen genommen.

Ueber Religionsstifter.

Rede von Dollinger's in der Festigung der bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München am 25. Juli.
(Schluß.)
Diese an einer ganzen Klasse von Religionsstiftern wahrgenommene Erscheinung führt auf ein Gebiet, auf welchem sich die Dunkelheit der Phänomene mit historischer Gewißheit der Thatfachen verknüpft und welches für das Verständnis der Kirchengeschichte unumgänglich ist: den Zustand der Verkünder und der Erbtage mit Visionen und Hallucinationen. Schon um den Vorwurf des Truges zurückzuweisen, den man Männern gemacht hat, welche zu Helden der Menschheitsgeschichte zählen, muß ich mich auf diesen Punkt einlassen. Und hier stelle ich Mohamed voran. Mohamed war nach Ibn Caldon zum Prophetentum völlig disponirt. Was er vom Judentum und Christentum sich als wahr angeeignet hatte, als eine von Gott in ihn hineingelegte Botschaft zu verstanden, erkannte er unumstößlich als seinen Beruf. Er fühlte den Beruf eines religiösen und politisch sozialen Retters seines Volkes, das er in religiöser Zerrüttung und Verwirrung sah. Die Gebete, die Worte die er selbst erdachte und aussprach, waren ihm göttliche Offenbarung. Dieser feste Glaube gab ihm die Ausdauer und die Zuversicht, die Selbstüberwindung, welche erforderlich war, um den an sich zweifelhaften Charakter zum Staatsmann, zum siegreichen Feldherrn zu machen, um ihn zur unbedingten Herrschaft über ein Volk emporzuheben, welches vor allen anderen durch einen ungebändigten Freiheitsfinn sich auszeichnete. Freilich hat sich Mohamed nicht immer auf der moralischen Höhe seines Prophetentums erhalten. Später hat er mehr als ein Mal Lug und Trug sich gestattet und demnach unethische Mittel angewandt nicht verachtet.

nun jedes Kriterium zur Beurtheilung seines Zustandes und der Bedürfnisse des Alltagslebens. Dem Kreise seiner Hörer fehlt dieses Kriterium auch. Und seine begeisterten Worte fallen auf ergebene Gemüther, man bringt der von ihm ausströmenden Influxion unbedingten Glauben entgegen — und so kommt eine neue Religion unsicher zu Stande.

Daß Könige in früheren Weltaltern Gründer neuer Religionen geworden, war natürlich. Heute würde es in Kulturstaaten unmöglich sein. Auch Napoleon würde vielleicht noch Religionsstifter zu werden versucht haben. Er glaubte in seinem Machtgefühl auch noch über Glauben und Gewissen der Völker gebieten zu können. Bei Mohamed haben wir bereits gesehen, wie er die religiösen Gefühle zum politischen Zwecke zu verwenden bestrebt war. Napoleons ähnlich hochfliegenden Pläne in Egypten vernichtete die Schlacht von Abukir. Man fühlt sich sehr versucht, den Beherrscher Englands, Cromwell, der viele Könige an Macht und staatsmännischer Einsicht übertraf, zu den Religionsstiftern zu zählen, freilich nicht im gewöhnlichen Sinne, denn er ist nicht Stifter einer Religionsgesellschaft geworden. Aber er hat zuerst unter den Mächtigen ein Religionsprinzip aufgestellt und mit Macht zur Geltung gebracht, welches einen Gegensatz zu anderen Religionen in sich trug: das Prinzip der Gewissensfreiheit, das Verbot allen religiösen Zwanges. Man muß sich eben klar machen, wie weit und tief die Klust ist, welche im Glauben die Befürworter des einen oder anderen Prinzipes von einander scheidet. Wer glaubt, daß es Recht und Pflicht sei, den anderen Menschen mit allen Mitteln der Füge, Heuchelei und Verstellung zu zwingen, hat dem System des Gewissenszwanges unabwiesbar Platz gegeben. Er hat von Gott und dem Verhältnisse des Menschen zu Gott und von den gegenseitigen Pflichten der Menschen andere Begriffe, als der, welcher in Unverletzbarkeit des Gewissens ein auch durch Religion verbürgtes Menschenrecht erkennt. Es war damals von welttragender Bedeutung, daß Cromwell, der Beherrscher eines mächtigen Reiches, diese neue Lehre — denn das war sie für jene Zeit — verkündigte, welche nach anderthalb Jahrhunderten erst in der öffentlichen Meinung erkannt ist. Die evangelische Union, welche jetzt zwei Welttheile umfaßt und das für unlösbar gehaltene Problem der Einigung verschiedener Kirchen so glücklich verwirklicht hat, sie darf wohl Cromwell als Propheten und verwandten Gründer betrachten. Diese Lehre hat tiefer in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen und an der Ausbildung der modernen Weltanschauung die Hände aufgeschoben dieses Kolossales Fortschritts sollen die Religionen aufgeben, welche in das Gedächtnis, nicht in die Seele der Gläubigen aufgenommen, den Menschen lassen wie er ist. Auf Cromwells Doktrin hat sich das Staatswesen in Nordamerika aufgebaut.

Es hat zwar zu allen Zeiten als ein das Christentum treffender Vorwurf gegolten, daß es in so vielen Kirchen und Sekten zum Ausdruck gekommen sei. Wir sollten indes über dieser Schattenseite, die allerdings in Vergangenheit und Gegenwart grell genug hervortritt, die düstersten Nachtgemälde für uns aufrollen, die Pflicht nicht vergessen. Es liegt darin doch ein Zeugnis für den unerlöschlichen Ideen-Reichtum, welcher im Schooße der christlichen Religion wie in keiner anderen ruht.

Es müssen wir auch zu den Religionsstiftern hin, obwohl er diese Bezeichnung zurückgewiesen hat. Reformator wollte er sein; aber so war es zu sehen Anfang an, daß sein Reformationsentwurf zur Bildung von inneren Religionen sich entwickelte. Die Genossenschaft, welche die Wittenberger Lehre zur ihrigen machte, schloß „lutherischer“ Religion überall gesprochen. Luther ist der Religionsstifter, der aus dem deutschen Reich hervorging; einzig in seinem Wesen, seinem Trachten und Thun, seinen nach ihm geordneten Leben und dem Erfolge nach ein Reformator, der die Welt umgewandelt hat. Aber ihm war gerade jene Genossenschaft, welche dem Wittenberger Reformator abgab, die Gabe der sozialen Organisation. Luther verdingte wohl eine Religion, aber nicht eine Kirche zu machen. Auch der französische Reformator sieht in die gleiche Richtung höher als der deutsche. Calvin tritt mit seiner Anstalt vor uns: mit einem politischen und doppelten religiösen. Er war ebenso sehr Religionsstifter als Staatsmann, aber sein theologisches System, getragen von der „predestinations-Theorie“ ist es vorwiegend, welche aus dem Bewußtsein auch jener Genossenschaften in der dem 17. und in Amerika verschunden ist, welches das Schicksal Calvins im Uebrigen hochstellte. Wohl mag, aber auch er auf dem Gebiete der Kirchenpolitik eine Thätigkeit: die Aenderung des Gemeinwesens durch die damit weit hinaus bauend über das, was er in der „Gemeinschaft“ hatte, eine republikanische Theokratie. Die schottischen Puritaner erblickten darin das Muster der Staatsverfassung, wie es nach Gottes Gebot zum Heile der menschlichen Gesellschaft sich verwirklichen soll. Diese angestrebte Puritaner trugen, was sie in Genuß gelangten, nach Amerika. So wurden dort die ersten, weltanschaulichen Kolonien angelegt. Das theologische Element aber verlor sich später.

Man bemerkt nun, über die neuesten Versuche, eine Religionsgründung in unseren Tagen gemacht zu haben, daß über Saint-Simonismus u. wegen vorgeordnet nicht sprechen zu können und schließt mit folgenden Worten:
„Zeit deutet darauf hin, daß ernste religiöse Thätigkeit sich vorbereiten. Die großen schweren Probleme, welche unbewußt auf sozialem Gebiete vor uns liegen, die Verhältnisse von Kirche und Staat, tragen die Forderung, im auch Kirchenbildungen sei es, daß Offiziere, 1 Intendantur-Rath, 1 Regimentsarzt, 1 Unteroffizier, 50 Gemeine und 80 Weiber. Es ist möglich, schreibt man, daß bald eine neue, wo das religiöse und sittliche Gefühl zu neuem Leben und in solcher Stärke und Energie erwacht, daß die junge Glaubensschöpfung den schweren Kampf um die Geistesgen zu bestehen vermag. Nordamerika besonders wird nach allem Anschein eine solcher Neubildung günstige Region sein. Ein so fruchtbares Gebilde, wie der Mormonismus, würde wohl im alten Europa keine Stätte finden. Daß in Asien nach der Vergangenheit zu urtheilen ähnliche Erscheinungen hervortreten werden, ist indes nicht unwahrscheinlich. Daß für die großen jetzt bestehenden Kirchen tief eingreifende Veränderungen zu erwarten sind, dafür sprechen schon Symptome mannigfacher Art. Während auf der einen Seite der Trieb der Abstoßung mit mannigfachen Mitteln gesteigert, die Klust

erweitert wird, während man allen denjenigen, welche draußen sind, die Waffen neugeschaffener Dogmen wie Lanze und Speer entgegenhält, geht auf der anderen Seite eine immer mehr wachsende Sehnsucht nach Frieden und Versöhnung durch die Welt. Die bisher getrennten Körper streben, wenn nicht ineinander aufzugehen, so doch in friedlicher Arbeit nebeneinander zu leben.

Man pflegt in Wort und Schrift die Kirche zu bezeichnen als ein auf stürmischen Wegen hin und her geschleudertes Schiff. Ich möchte, um bei dem Bilde zu bleiben, sagen: Dasjenige Schiff wird ruhig und sicher über des Meeres Wogen hingeleitet, welches nicht allzu schwer mit der Last seiner Vergangenheit und mit den abwärts ziehenden Erinnerungen großer Schuld beladen ist.

Zu den Rissen und Klippen, an welchen auch ein Dreimaster Schiffbruch leiden könnte, gehört: der Felsen der Geschichte!

Politische Uebersicht.

München, 26. Juli.
In Bezug auf das neuerdings wieder vielfach erörterte Reichseisenbahnprojekt werden die tastenden Fühler nun wieder zurückgezogen, nachdem man eine unanfechtbare Aufnahme gefunden. Wie und telegraphisch gemeldet wird, bringt die „Nordd. Allg. Ztg.“ heute einen Artikel, worin sie gegenüber einer Bemerkung anderer Blätter hinsichtlich einer Uebertragung der preussischen Bahnen an das Reich, was als letzter Schritt für die Reichsbahnen proklamirt war, an eine Aeußerung des Arbeitsministers vom 10. Dezember 1879 im Abgeordnetenhaus erinnert, des Inhalts, er habe nicht wahrgenommen, daß die Ausführung des Gedankens des Reichseisenbahnprojektes bei den übrigen verbündeten Regierungen großen Anklang gefunden. — Die „Norddeutsche“ meint, der Minister würde heute auf bezügliche Anfragen gleiche Antwort erhalten.
Der preussische Gesandte beim Vatikan, v. Schöller, der augenblicklich beurlaubt in Berlin weilte, hatte dort mehrere Besprechungen im auswärtigen Amt und begibt sich demnach nach Friedrichsruh zum Reichkanzler. Es beabsichtigt sich nach der „Allg. Ztg.“, daß der Papst bei der Abschiedsaudienz v. Schöller's sein Bestreben über die Nichtantwortung der letzten Note des Staatssekretärs Jacobini äußerte. Bei der Verabschiedung von Jacobini bedauerte v. Schöller, daß der Vatikan Garantien für die preussischen Zugeständnisse fordere. Man gibt in Berlin zu, daß die Beziehungen zum Vatikan gegenwärtig gespannte seien; die weitere Gestaltung des Verhältnisses hänge von Bismarcks persönlichen Dispositionen ab.

Man hat es auch zu allen Zeiten als ein das Christentum treffender Vorwurf gegolten, daß es in so vielen Kirchen und Sekten zum Ausdruck gekommen sei. Wir sollten indes über dieser Schattenseite, die allerdings in Vergangenheit und Gegenwart grell genug hervortritt, die düstersten Nachtgemälde für uns aufrollen, die Pflicht nicht vergessen. Es liegt darin doch ein Zeugnis für den unerlöschlichen Ideen-Reichtum, welcher im Schooße der christlichen Religion wie in keiner anderen ruht.

Die Meininger im Gärtnerplatztheater.

Die Hermannsschlacht.
2. Ein herrliches Bild aus deutscher Vorzeit, mit all der Wildheit und all der Herzlichkeit, die unsrer Ähren Ruhm und Kraft war, hat die geistige erste Auf- führung von Kleist's „Hermannsschlacht“. Das ge- waltige Lied des deutschen Freiheitsdranges und des deut- schen Stolzes, — wir wissen ja, daß es nur das Gewand der alten Zeit entlehnte, in seinen Gedanken aber die Ideen jener Zeit wiedergibt, in der es selbst entstand. Darum ist die „Hermannsschlacht“ nicht im strengen Sinne ein historisches Drama, und wenn es uns gestern mehr denn je als ein solches erschien, so danken wir das dem wahr- haften künstlerischen Streben des Meininger Hoftheaters, nicht allein in der treuen Gewandung und Inszenierung, auch in der Auffassung und Darstellung dem Charakter der Zeit thätigst gerecht zu werden und auf einheit- liche Wirkung zu drängen.

Die Aufführung der „Hermannsschlacht“ ist nicht — als was sie viel gepriesen wurde — die größte und blen- dendste That der Meininger, aber sie ist in jedem Theile eine meisterliche That und ihr Gelingen verdient um so höhere Bewunderung, als es hier gerade Schwierigkeiten zu überwinden gab, über die der nicht Sachkundige leicht hinwegfährt. Man vergegenwärtige sich nur eines der herrlichen Bilder: den Einzug der Römer in die Teuto- burg, eine Szene, die warm, doch nicht mit dem stürmi- schen Jubel begrüßt wurde, dessen sich minder große Lei- stungen erfreuten. Die schwächere Wirkung hat wohl der Dich- ter verschuldet, der das zahlreiche Volk und die einziehenden Legionen lautlos agieren läßt, um die Unterredung der Führer nicht zu hören. Im Vorbergrunde einer Gasse in Teutoburg steht Hermann, Baras willkommen heißend, die nur stum- men Rückwärts fällt eine Anhöhe, von der aus deutsche Männer und Frauen den einziehenden Legionen mit den lebhaftesten Empfindungen entgegen schauen, die nur stum- men Ausdruck finden. Und nun nähern die Römer, marsch- gerüstet und wohlgepackt, und ziehen seitwärts durch die Straße. In endloser Reihe entfaltet sich ihr Zug und auf dem engen Raume entwickelt sich die imponierende Macht Roms, allem deutschen Wesen Vernichtung drohend. Man vergegenwärtige sich das Bild und den verhängbaren Raum und bewundere den feinen Sinn und die kundige Hand, die solches zu schaffen wußte. Lehrt uns ja doch gerade der übermächtige Eindruck der römischen Größe, warum der deutsche Armin zur Waffe der List seine Zuflucht

nimmt, der einzigen, die solcher Macht gegenüber der deutschen Kraft zum Sieg verhelfen konnte. Nicht weniger glücklich fanden wir die übrigen bedeutsamen Szenen geordnet. Die herrlichen Aeußerungen froher Schalkhaftigkeit und warmer Innigkeit zwischen Hermann und Thusnelda, die packende Begeg- nung Marobods mit dem Voten und den Kindern Hermanns, das düstere und ergreifende Nachtbild in der Straße Teutoburgs nach Hally's Entführung, dann die wechselnden Szenen des vierten Aktes und endlich Thus- neldas Rachung an Ventiudius mit ihrer überwallenden Erregung, — jedes für sich ein Kunstwerk und alles ein- heitlich und stimmungsvoll zum Ganzen gefügt. An treff- lich gewählte Dekorationen und treue Waffen und Kostüme sind wir durch die Meininger gewöhnt; in der „Hermanns- mannsschlacht“ gerade ist die glücklichste Ordnung der äußeren Erscheinung ein bedeutender Faktor der Gesamt- wirkung.

In den Einzelleistungen begegnen wir abermals nir- gends Schlechtem — der völlige Mangel irgend einer unbefriedigenden Leistung bei dem meist zahlreichen Personale ist an sich entschieden ein Verdienst —, vielfach ganz Aus- gezeichnetem. So hat uns Herr Reiper mit seinem ur- wüchsigen Hermann, an dem gleichwohl die römische Zi- vilisation nicht spurlos vorüberging, freudig überrascht, — so können wir uns Thusnelda kaum lebensfrischer und dabei innerlicher Hobeit voller vorstellen, als sie in der Charakteristik der Haverland uns entgegentrat. Der Surenfurst Marobod und der Cimbernfürst Rast waren durch die Herren Richard und Belsler, Baras und Ventiudius durch die Herren Teller und Arndt cha- rakteristisch und kräftig dargestellt. Daß auch in den kleineren Partien nur Waderes zum Vorschein kam, haben wir schon angedeutet.

Das Haus war ausverkauft, der Beifall groß und unmittelbar. So wird es ja nun wohl bleiben bis zum Schluß des Gastspiels.

Die Waldsee.

Erzählung von Ferdinand Vonn.
Der Notar erhob sich mit einer Antemiene und sagte zum Grafen: „Kont den testamentarischen Bestimmungen des verstorbenen Grafen von Wittenberg treten Euer Hochgeboren in den Besitz sämtlicher Wittenberg'schen Güter, die Sie au- ßerhalb der Stadt hatten, wenn sich binnen zehn Jahren der verfallene Sohn und rechtmäßige Eigentümer, der junge Graf von Wittenberg nicht vorfindet! Das Testament ist

Die Waldsee.

ausgefertigt am 1. November des Jahres 1776, also treten Euer Hochgeboren in diesem Augenblick, am 2. November 1786 in den rechtmäßigen Besitz der Wittenberg'schen Domäne.“
„Er wollte sofort mit seinen Schreibereien anfangen, aber der Graf wollte ihm ab.
„Lassen Sie den geschäftlichen Theil bis morgen. Es ist spät und der morgige Tag soll für meine Götze zu einem so freudigen und bewegten werden, daß sie ihre Kräfte sammeln müssen.“
„Alles erhob sich, Heim und Nichts wiederholt beglück- wünschend.
Die Diener reichten Lichter umher; man war wieder ganz vergnügt geworden und lachte über den Witz, der mit dem Schläge Eins erschienen sollte. Vergebens warnte der be- sorgte Vater noch einmal, Mathilde beharrte auf ihrem Ent- schlusse.
Man wünschte sich gute Nacht und zerstreute sich in die verschiedenen Zimmer. Die junge Gräfin entließ ihre Kammer- zofe und beschloß die verhängnisvolle Stunde wachend abzu- warten. Sie glaubte nicht an dergleichen Mächten, aber sie hatte heute in wenigen Stunden so viel Seltsames erlebt, daß sie kaum ihre Gedanken fassen konnte. Erst dieser wunderfame Fremdling mit seiner Fingerringe, dann die traurige Erzäh- lung von ihren Eltern und endlich doch — der geisternde Mönch. Sie legte sich an den Tisch. Da lag noch die gela- dene Jagdflinte, die sie heute drohend auf Roland gerichtet hatte. War sie nicht auch wie die „wilde Wilde“ von der der Engländer die schauerliche Mähre erzählt hatte. Da an eben diesem Plage war sie vielleicht gefallen, als sich die Thüre ge- öffnet und der bleiche Mönch mit dem Blide des Vorwärtse eingetreten und sich aus dem Fenster gestürzt. Hatte sie nicht eben so heute den schönen Fremden bestrahlt und dann die Waffe auf ihn gerichtet? Aber nein, das war Nothwehr gegen seine Reden, er hatte gewagt sie zu küssen — O dieser Raub!
Sie bedeckte ihr Gesicht und schauerte zusammen. Was für eine Gewalt hatte dieser Mann, daß er mit den Augen sie bannete?
„Diesem, ja diesem könnte ich gehorchen und wer ist er? ein wandernder Abenteurer, den ich wohl nie mehr wiedersehen werde.“
„Wie ruhig es jetzt draußen war, nur ganz fein plätscherte der Regen und der Wind klagte leise, aber so traurig, so un- endlich traurig, als hätte er die Geschichte von dem armen Mönch vernommen und suche unten an den Felsen die Stelle.“
„Der Kaplan hätte diese Geschichte doch lieber nicht er- zählen sollen, unwillkürlich wird man angezogen von der al- ternen Furcht.“ Mathilde drückte sich tiefer in den Sessel, es fröstelte sie.
„Horch!“
Es war nichts.

„Der Kaplan hätte diese Geschichte doch lieber nicht er- zählen sollen, unwillkürlich wird man angezogen von der al- ternen Furcht.“ Mathilde drückte sich tiefer in den Sessel, es fröstelte sie.
„Horch!“
Es war nichts.

